

Lustige Witwe aus

Late-Night-Talker **Harald Schmidt** inszenierte mit Regisseur Christian Brey Franz Lehárs Operette „Die lustige Witwe“ an der Deutschen Oper am Rhein in Düsseldorf. Wolfram Goertz hat die Premiere besucht und sprach mit „Dirty Harry“ über das moderne Regietheater und das Verhältnis von Operette und katholischer Kirche.



Kalau



Fotos: Hans Jörg Michel/DO&R



Sie erfreuen ein ganzes Volk“, schrieb Friedrich Hölderlin 1801 aus Nürtingen, „so mag es Ihnen nicht ganz unwert scheinen, in einem, der Sie ganz ehrt, eine neue Lebensfreude, die von Ihnen kam, aufgehen zu sehen.“ Diese visionären Briefzeilen galten zwar zunächst Friedrich Schiller, doch unter dem Aspekt der Ewigkeit auch dem späteren Nürtinger Harald Schmidt, in dem wir derzeit eine neue Lebensfreude aufgehen sehen. Der Volksbespäßer Schmidt hat sich der von Großkopfeten verschmähten Operette zugewandt, hat sich namentlich in die Musik von Lehár verliebt und beim Bärtchen von Helmut Zerlett geschworen, Lehár treu zu dienen.

So kam jetzt Schmidt nicht ganz unwert, vielmehr für teuer Geld nach Düsseldorf und brachte seinen Stuttgarter Kumpan Christian Brey als Regisseur mit. „Die lustige Witwe“ war der Verkehrsübungsplatz, auf dem Schmidt seine regelichen Fahrversuche machte. Richtiger: Schmidt fuhr nicht selbst. Er ließ Brey fahren. Der sortierte Auf- und Abgänge, formte die Tableaus, gab bei Anette Hachmann und Lisa Limberg einen Rundhorizont aus Spiegeldrehtüren, Objekte nach Jeff Koons (Pudel, Herz) und Dita von Teeses Champagnergläser in Auftrag. Petra Bongart schniderte

Zur Person

Harald Schmidt wuchs in Nürtingen auf, wo er als Organist (mit C-Abschluss an der Kirchenmusikschule in Rottenburg) in der katholischen Gemeinde St. Johannes tätig war. Von 1978 bis 1981 studierte er Schauspiel an der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Stuttgart, sein erstes Engagement trat er 1981 an den Städtischen Bühnen in Augsburg an. 1984 wechselte er ans Düsseldorfer Kom(m)ödchen, wo er seine kabarettistische Laufbahn begann. Nach mehreren Soloprogrammen kehrte er 2002 als Diener Lucky in Becketts „Warten auf Godot“ ans Theater zurück und wurde Mitglied des Ensembles am Bochumer Schauspielhaus. Seit 2008 ist er Ensemblemitglied am Staatstheater Stuttgart. Einem größeren Publikum ist er vor allem wegen seiner Fernsehsendungen bekannt, darunter „MAZ ab!“, „Schmidteinander“ und vor allem die „Harald Schmidt Show“. Aktuell ist er im Ersten mit dem Format „Harald Schmidt“ zu sehen.

Kostüme, die ans Fernsehballett der 70er Jahre erinnern.

Schmidt besorgte ein paar Jokes, gab aus dem Off per gut geölter Mikrofonstimme zwischen 2. und 3. Akt den schrägen Pausenmoderator („Hier WDR 4“) – und überführte den Abend sacht, aber bestimmt in ein Reich aus Kintopp und Kalau. Zwischentexte wurden per News-Maschine aktualisiert, die Palmen von Dubai ragten neben Schweizer Minaretten, dazwischen kam die arme WestLB zu stehen. Dialoge erinnerten an jene Slapsticks, mit denen Dick und Doof die Menschheit erfreuten. Anderswo diente der unerschöpfliche Komikvorrat aus „Monty Python’s Flying Circus“ als Animationskiste.

Zur Pause war am Katzentisch der Musikkritiker das Frustbrot gekaut worden. Einige erwarteten tatsächlich, dass eine Rampensau wie Schmidt die „Lustige Witwe“ mit Hintersinn abfüllen würde. Das Regieteam ließ dem heiteren Stück aber die Unbekümmertheit, mancher Gag entwickelte sich sogar von selbst oder stand im Libretto (wurde jedoch Schmidt zugeschrieben). Natürlich schlugen die Sänger häufig an der Rampe Wurzeln und rollten mit den Augen. Natürlich war es old-fashioned, vermisste mancher Plüsch und ungaa-rrrischen Einschlag, wurde k.u.k. kurz und knapp erledigt. Natürlich war es mehr Revue als Musiktheater. Aber ins-

gesamt bot der Abend gute, ja bekömmliche Unterhaltung.

Lehár und seiner Musik tat diese Entspannung gut. Noch besser tat ihr die geistreiche Delikatesse, mit der Generalmusikdirektor Axel Kober die Düsseldorfer Symphoniker musizieren ließ. Das atmete eine Feinheit und Herzensweichheit, dass einem warm ums Herz

ward. So muss man Lehár spielen, mit schönem Walzer-Rubato, mit genau dosiertem Sentiment, dann auch wieder mit jenem rassigen Zugriff, ohne den das Studium der Weiber wie Bibelstunde wirkt.

Das Ensemble wirkte – von dem prächtigen Will Hartmann als Danilo angeführt – homogen, spielfreudig, agil. Leider war und sang ausgerechnet Morenike Fadayomi als Witwe ein bisschen steif. Große Operette? Ein ganz netter Abend. Lachen erlaubt.

Herr Schmidt, Lachen ist bekanntlich gesund. Ist Ihre „Lustige Witwe“ eine gesunde Aufführung?

Unbedingt, darauf können wir uns festlegen. Das Publikum geht in höchstem Maße positiv gestimmt nach Hause und sagt: Die Welt kann gar nicht so schlimm sein, wenn ich in meiner geliebten Deutschen Oper am Rhein so einen schönen Abend erleben durfte.

Aber es wird doch auch weinen? Bei Lehár muss man weinen.

Harald Schmidt überführte den Abend in ein Reich aus Kintopp und Kalau



Zwischen Champagnergläsern und Fernsehballett: Harald Schmidts „Lustige Witwe“ ist mehr Revue denn Musiktheater, doch Lehár tat diese Entspannung gut.

Ja, das gehört zum positiven Gefühl dazu. Die Leute wollen weinen. Bei uns darf und wird man das alles ganz direkt toll finden, ohne ironischen Überbau. Wir werden die Produktion konsequent Richtung „Ausverkauft“ steuern.

Wissen Sie schon, wann das Publikum weinen wird?

Man kann es in die Richtung treiben. Die Musik hilft automatisch mit. Für mich steht sie übrigens immer im Vordergrund, auch bei unserer Arbeit hier.

Wie verteilen Sie diese Arbeit?

Mein Kollege Christian Brey macht die eigentliche Arbeit des Regisseurs, der kann das, ich nicht. Ich bin das Faktotum, Maskottchen, Regieassistent, eine Art Producer. Natürlich diene ich als PR-Marke, aber ich mache es mit großem Enthusiasmus. Bei mir vergießen die Sänger schon mal ein aufrichtiges Tränchen in der Kantine.

Und wo spielt der Abend?

Etwa am Hofe von Carla Bruni. Noch ein Vorteil: Er wird garantiert hakenkreuzfrei sein. Wir machen auch kein altbackenes Regietheater. Es gibt also keine Arie, wo einer 40 Minuten singt und dabei den Kopf in den Backofen stecken muss. Viele moderne Regisseure operieren halt mit Codes, weil sie sich über diese Codes definieren und nicht merken, dass diese Codes seit Jahren veraltet sind. Wir bringen in jeder Aufführung drei oder vier tagesfrische, brandaktuelle Anspielungen. Die Nachricht vom Vortag ist schon zu alt. Sonst

sehen die Leute Politiker auf der Bühne, die gerade nach Brüssel geschickt wurden.

Muss man Franz Lehár rehabilitieren, damit er aus der Ecke angeblicher Schmalspurkunst herauskommt?

Hat er gar nicht nötig. Das Lehár-Publikum liebt ihn sowieso, und kein seriöser Kritiker hält ihn für schwach. Es wäre also toll, wenn wir einen Operetten-Boom auslösen. Ich bin damit aufgewachsen. Bei uns liefen dauernd Platten, auf denen auch immer der Tenor Fritz Wunderlich sang, und meine Mutter rief jedes Mal: „Dass der so jung sterben musste!“

Wie passt Ihr inniges Verhältnis zur Operette seit dem Grundschulalter zu einem Kirchenmusiker mit C-Prüfung?

Vorzüglich. Für mich sind die katholische Kirche und die Operette Geschwister. Die gleiche Vorliebe für Weihrauch, schöne Kostüme, sanfte Musik.

Trotzdem ist für viele Leute Lehár eine Etage tiefer als Wagner oder Mozart.

Aber das ganze Leben ist doch eine Etage tiefer. Gucken Sie sich die ganzen Intellektuellen-Partys von Spätgebärenden an – was wird denn da für Musik gespielt? Udo Jürgens und Queen!

Wann waren Sie zum letzten Mal in einer richtigen Oper?

Neulich in den Kölner „Meistersingern“.

Haben Sie's überlebt?

Tja, es war sehr, sehr lang. Da wurde Kunstleidensfähigkeit erprobt. Ich war übrigens von Wagner-Süchtigen umringt, die heimlich Aufnahmen machten.

Haben Sie denen auf die Finger geklopft?

Nöö, ich finde das vielmehr legitim und auch rührend, wenn eine 60-jährige Dame ein Steinzeit-Mikro rausholt und sich eine Arie mitschneidet. In der Pause wurde ich von Leuten angesprochen, für die war es der dritte Wagner in dieser Woche.

Es gibt auch Leute, die gucken jeden Tag Harald Schmidt.

Der ist aber kürzer.

Gegenfrage: Sind Opern zu lang?

Ich finde nicht. Ich bin auch für vier bis fünf Stunden „Matthäus-Passion“. Für 90-Minütiges gibt es ja die Fernsehformate.

Würden Sie gern Oper inszenieren?

Ja, am liebsten Wagner – der ist nicht wirklich schwieriger als Lehár. Manche Regisseure tun nur so. Ich würde dann gern den „Tannhäuser“ machen. (Summt die Melodie des „Pilgerchors“) Oder war das gerade „Lohengrin“?

Nein, es war „Tannhäuser“.

Na also. Habe ich „Lohengrin“ gesagt? Jedenfalls stellen wir dann die Sänger an die Rampe, machen ein schönes, nachvollziehbares Bühnenbild – und ab geht's in die Abo-Reihe. ■